

Zweites Kapitel.

Charakter und Sitte der Römer.

Die alten Geschichtschreiber lassen den Gründer und Gesetzgeber Roms aus den Einrichtungen der Griechen das Gute und Nützliche auswählen und bei seinem neuen Volke einführen. Mag dies nun auch nur eine mythische Einkleidung sein, im Resultate ist es nicht unwahr. Schon bei den Etruskern glaubten wir eine ursprüngliche Stammesverwandtschaft mit den Griechen zu erkennen, sie hätten sonst nicht so viele Elemente griechischer Cultur bei sich aufnehmen können; bei den Römern ist sie noch deutlicher, sie sind ein Brudervolk der Hellenen. Jenes starre, aristokratisch-priesterliche Princip ist bei ihnen deutlich gemildert, die Freiheit des Einzelnen minder beschränkt, die Sitte selbstständiger und freier von abergläubisch religiöser Rücksicht. Daher ist denn auch das Verhältniss des Bürgers zu seiner Stadt ein innigeres, die Vaterlandsliebe begeisterter, als bei den Etruskern, und aus dieser Begeisterung entsteht nicht bloss der Heldensinn im Kampfe nach Aussen, sondern auch die Reinheit und Mässigkeit des Privatlebens. In allen diesem stehen die Römer von Anfang an den Griechen näher. Auch die Begriffe von der Würde und Bedeutung des Einzelnen sind sehr verwandt; wie dem Griechen das Ideal eines guten und schönen Mannes, stand dem Römer ein Vorbild kräftiger Tugend, Ehrbarkeit und Sitte vor Augen. Bei aller patricischen Religiosität der früheren Zeiten machte sich der Trieb nach eigener würdiger Haltung, nach der Festigkeit und Durchbildung des moralischen Charakters sehr bald selbstständig geltend, und je mehr jene hergebrachte Religiosität erlosch, je mehr freieres Denken sich ausbildete, desto entschiedener und wirksamer wurde dieses moralische Selbstgefühl. Es durchdrang das tiefste Leben der Nation; noch in der Verderbniss der Kaiserzeit hielt es die Gemüther aufrecht.

Doch unterscheidet dieses moralische Ideal der Römer sich sehr wesentlich von dem der Griechen. Bei diesen war es auf Schönheit und Vollendung der sittlichen Gestalt in individueller Harmonie, bei jenen mehr auf die Ehrbarkeit der äusseren Erscheinung gerichtet, bei der man zwar das Bewusstsein innerer Befriedigung auch erstrebte, zunächst aber doch den Beruf, sich in äusserlicher Würde dem Volke als Vorbild zu zeigen, im Auge hatte. Charakteristisch nennen jene dies Ideal *τὸ καλόν*, das Schöne, diese *honestum*, das Ehrbare. Der

römische Sinn ist daher praktischer, er nimmt mehr Rücksicht auf die schwache, sündhafte Natur des Menschen, er strebt nicht nach dem Unerreichbaren; er ist aber weniger wahr, weniger in sich einig. Die römische Tugend geht nicht so tief aus dem Inneren des Gemüthes hervor, sondern aus einer mehr zu Tage liegenden Region; sie wird nicht so rein um ihrer selbst willen geliebt, sondern wegen ihrer Nützlichkeit. Sie ist nicht, wie die der Griechen, das Werk der Freiheit, sondern sie hat etwas von der Härte des Zwanges oder von der Unredlichkeit des Scheines. Wenn es erlaubt ist christliche Begriffe zur Vergleichung heranzuziehen, so nähert sich die römische Tugend der Werkheiligkeit des Gesetzes, die griechische der Unbefangenheit des Glaubens. Aus dieser Grundansicht der Römer ging denn auch eine entschiedene Vorliebe für alles Starke, ja selbst Harte hervor; ihr Ideal war Selbstüberwindung, es war kriegerisch, und jeder Sieg über weichere Gefühle hatte etwas ihren Augen Wohlgefälliges. Daher die rücksichtslose Consequenz in der Anwendung rechtlicher Begriffe. Die väterliche Gewalt, das Recht des Hausherrn über seine Slaven, ja sogar die Ansprüche der Gläubiger an die Person des Schuldners gehen bis zu der Befugniss des Verkaufens, des Tödtens. Daher die Neigung zum Selbstmorde, nicht aus einer schwärmerischen Begeisterung für ein besseres, jenseitiges Leben, sondern aus einer tugendhaften Rücksicht auf die Pflicht eigener Würde, auf die Rolle, welche man vor den Augen der Welt spielen, auf das Beispiel, welches man geben müsse.

Eine sehr charakteristische Erscheinung dieser inneren Härte des römischen Sinnes sind die Gladiatorenspiele. Die Kämpfe der Griechen waren eine Uebung männlicher Kraft und Geschicklichkeit; nur Freigeborne traten dabei auf, die feinsten Züge körperlicher Gewandtheit und muthigen Sinnes wurden von den Zuschauern aufgefasst, und die höchste Begeisterung fand würdige Gegenstände. In den Fechterspielen dagegen, die in Etrurien und Campanien selbst bei Gastmälern üblich, im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sich auch in Rom einbürgerten, kämpften von Anfang an nur gedungene Leute niedriger Herkunft. Reiche, aristokratische Familien begannen neben anderen Steigerungen des Leichenpomps ihre Verstorbenen durch längere Kampfspiele zu ehren. Das Wohlgefallen, welches das Volk an diesem blutigen Schaugepränge fand, zeigte es als ein erwünschtes Mittel, die Gunst des Pöbels zu erwerben. Beamte, Machthaber und Ehrgeizige aller Art wetteiferten nun im Reichthume und in der Mannigfaltigkeit solcher Kämpfe. In eigenen Fechterschulen wurden die Opfer dieser grausamen Lust eingeübt; es wurde Gewerbe, ganze Heerden

von Sklaven zu diesem Handwerk erziehen zu lassen und den Festgebern zu vermieten. Die Bekanntschaft mit griechischer Sitte änderte daran nichts, vielmehr steigerte sich der Luxus zu einer kolossalen Ausdehnung. Wir können es wohl begreifen, dass der rohe Pöbel dem Blutvergiessen mit Neugierde und Schadenfreude zusah, schwer zu erklären ist es aber, dass die Feingebildeten, selbst des Augusteischen Zeitalters diese verwildernde Lust geduldet und selbst befördert haben ¹⁾. Wir sehen daran, wie sehr die Römer es fühlten, dass ihre Tugend auf einer Zurückhaltung menschlicher Empfindungen beruhete, für welche die Gewöhnung an den Anblick des Schrecklichen heilsam sein konnte.

Diese Härte des römischen Sinnes äussert sich selbst in den zar-
testen Verhältnissen; nicht bloss der Sohn, sondern auch die Gattin ging in das Eigenthum des Hausvaters über, man musste freiere Formen erst erfinden, um die alte Strenge zu mildern. Die Freundschaft, bei den Griechen der Gegenstand so schöner Begeisterung, erscheint zwar auch bei den Römern in sehr schöner Gestalt, aber mehr als Dankbarkeit. Sie beruht auf gegenseitigen Verdiensten und Wohlthaten (*meritis* und *beneficiis*), man schuldet sie sich (*debetur*) ²⁾. In der schönsten Zeit des römischen Volks bildeten sich dabei zwar sehr wohlthätige und milde Formen und Rücksichten aus, Humanität und Urbanität wurden anerkannt und gefordert, aber diese Milde war dennoch immer mehr äussere Cultur als die unbewusste Gestaltung des inneren

¹⁾ Allerdings hielten die gebildeteren Römer diese Spiele für eine rohe Ergötzlichkeit. Wir haben einen interessanten Brief des Cicero (*ad Div. VII. 1.*); in welchem er einem Freunde von den Festen erzählt, die Pompejus dem Volke gegeben. Schon von den Lust- und Trauerspielen, wenigstens von ihrer Ausführung, spricht er ziemlich gering-schätzend, von den Gladiatoren und Athleten will er gar nicht reden, weil sein Freund sie verachte. Dann kommen die Jagden, welche prachtvoll waren, wie er eingestehen muss. Aber, setzt er hinzu, welche Freude kann es einem gebildeten Manne machen, wenn entweder ein schwacher Mensch von dem kräftigen Thiere zerrissen oder das edle Thier vom Jagdspeer durchstochen wird? Warum er dennoch diese verachteten Spiele besuchte, können wir vermuthen, wenn er an anderen Stellen (z. B. *ad Att. IV. 15.*) seinen Freunden mittheilt, so oft das Volk ihn beim Eintritt mit Applaus empfangen hat. In dem republikanischen Rom durfte man keine Gelegenheit unterlassen, sich dem Volke zu zeigen, die Gunst desselben zu erproben. Auch würde er so missfällige Urtheile über diese Volksneigung wohl nicht, ausser in so vertraulichen Aeusserungen gewagt haben. In seinen Schriften (*Tusc. II. 17*) spricht er vorsichtiger. Manchen, sagt er, schiene das Schauspiel der Gladiatoren grausam und unmenschlich; vielleicht mit Recht für die Gegenwart, als aber Verbrecher auf den Tod kämpften, sei es gewiss den Augen das kräftigste Mittel wider Schmerz und Tod gewesen.

²⁾ Cicero im *Laelius* spricht sich zwar anders aus und giebt ein höheres Bild der Freundschaft. Indessen entspricht die Wirklichkeit den philosophischen Redensarten nicht.

Gefühls. Sie hinderte die härtesten Aeusserungen nicht, ja sie führte eigentlich nur dahin, den inneren Zwiespalt noch gefährlicher zu machen, die Reinheit und Wahrheit des Gemüths noch unheilbarer zu zerstören ¹⁾.

Bei Beiden, bei den Römern wie bei den Griechen, knüpfte sich die sittliche Ansicht an den Begriff des Staats, aber in sehr verschiedener Weise. Dem Griechen war der Staat das Erste und Einzige, die Frucht und Krone des natürlichen Daseins vernünftiger Geschöpfe. Die Ausbildung des Einzelnen und des Ganzen war ihm eine und dieselbe Aufgabe; nur im Staate konnte der Mensch sein Ziel erreichen und nur durch die Freiheit der Bürger erlangte der Staat seine höchste Würde und Schönheit. Der Römer hatte ein tieferes Bewusstsein der Verschiedenheit der Interessen; die Geschichte seiner Republik drang es ihm auf. Sie schien fast nur vertragsmässig, durch die Regulirung der Rechte verschiedener Stände ausgebildet zu sein. Von zwei Seiten musste man nachgeben, um zu einer Vermittelung zu gelangen, das Gesamtwohl musste die Rechte der Einzelnen und der verschiedenen Stände nicht verletzen, der Bürger aber in seiner Lebensweise, in der Entfaltung seines Wesens sich zurückhalten. Es war dies wohl etwas Verwandtes, aber doch sehr Verschiedenes von jener schönen griechischen Mässigung, die nicht wie ein Opfer, wie ein Zwang, sondern als die höchste Zierde des Einzelnen selbst erschien. Der Grieche war Mensch im vollsten Sinn des Wortes, indem er Bürger war; der Römer erkannte den Unterschied und verzichtete nur auf manches Natürliche zu Gunsten des Staates. Jener, vielleicht in einer schönen Täuschung, hielt beides für eins, dieser war sich der Zweiheit bewusst und suchte nur der Trennung zuvorzukommen. Hieran knüpft sich eine andere Eigenthümlichkeit des römischen Wesens. Die Einheit ist Sein, die Zweiheit Haben; die Kunst des Besitzes, des Erwerbens und Erhaltens lag daher tief im römischen Charakter. Die Republik hatte nicht bloss die Bedeutung einer inneren Gliederung des Volkes, sondern auch die eines Gegensatzes gegen die draussen stehenden, welcher nur durch Kampf und Sieg, durch Unterjochung derselben

¹⁾ In Cicero's Briefwechsel mit seinen näheren und entfernteren Freunden spricht sich ein wirklich edles und wohlwollendes Gemüth aus. Aber wie oft haben wir auch hier das Gefühl, dass er doch nur vor sich und Anderen den Schein suche; in welchen Zwiespalt stürzen ihn die Rücksichten auf seine Moral und auf die äusseren Verhältnisse! Wie hart ist der milde Mann zuweilen; seinen Hass, seinen Wunsch sich rächen zu können, spricht er ohne alle Scheu aus. Der Sache des Pompejus, obgleich er auch sie für eine durchaus schlechte hält, folgt er, wegen der Dankbarkeit, die er ihm schuldig ist, wegen der Wohlthaten, die jener ihm erzeigt, aus Consequenz, weil er diese Wohlthaten (die eigentlich so gross nicht sind) schon anerkannt und gerühmt hat.

gehoben werden konnte. Eben dies kriegerische Element sprach sich auch im Inneren aus; jeder Stand, jede Familie, jeder Einzelne musste zunächst auf die Erhaltung seiner Rechte denken, auch hier war eine gewisse Härte nicht bloss verzeihlich, sondern selbst Tugend. Jener Cato, der Censor, der gegen sich selbst so streng war, dass er sich jedes feineren Geräthes wie eines Uebels entäusserte, rühmte sich aber auch seiner Härte gegen seine Sklaven, die er durch strenge Arbeit brach ohne ihrem Alter Nachsicht zu schenken. Uneigennützig in der Verwaltung öffentlicher Gelder, schämte er sich doch des Wuchers nicht, und pries den als einen bewundernswürdigen Mann, der sein Erbgut bedeutend vergrössert hinterlasse. Solche Männer waren die Vorbilder römischer Tugend, welche bei aller Würde und männlichen Kraft doch immer egoistisch und spröde, und, obgleich Volkssitte, dennoch immer wie eine conventionelle Hemmung natürlicher Entwicklung erscheint.

In Beziehung auf das Leben nach dem Tode war es althergebracht, die Seelen der Abgeschiedenen als gute Geister anzusehen und zu verehren, schon in den zwölf Tafeln heisst es, die *Di Manes* sollen ihre Rechte erhalten. Aber der Sitz der Manen ist in den Tiefen der Erde, den sie nur zu Zeiten verlassen, um als Geister auf der Erde zu schweifen. Höhere Anschauungen von einem jenseitigen Leben mit Lohn und Strafe finden sich bei einigen Dichtern, namentlich bei Virgil, auch philosophisch beschäftigte man sich mit der Unsterblichkeit der Seele, aber zu einem heilig gehaltenen Dogma wurde sie keineswegs. In einer öffentlichen Rede (*pro Cluentio*) behandelt Cicero den Gedanken an Lohn und Strafe in der Unterwelt als Thorheit und Fabel; das gegenwärtige Leben wurde bei den Römern, wie bei den Griechen, die Hauptsache, ja das Ausschliessliche. Den Tod und was ihm folgte, nicht zu fürchten, war männliche Tugend; daher denn auch, wenn die Würde des Lebens nicht mehr zu erhalten war, die Pflicht des Selbstmordes. Dieser kriegerischen Ansicht gemäss waren denn auch den Römern unter den philosophischen Lehren der Griechen diejenigen von besonderer Wichtigkeit, welche die Unsterblichkeit der Seele läugneten. Schon zur Zeit der Republik feierte Lucretius mit Begeisterung dies Dogma seines Epikur, und noch spät behandelt der fromme Kaiser Marc Aurel es als eine Pflicht, sich in den Gedanken der völligen Auflösung der Seele mit Ergebenheit zu fügen.

Die eigentlich geniale Leistung des römischen Volks war die Ausbildung des Rechtsbegriffes. In der orientalischen Welt war die Einheit des Ganzen überall als eine völlig einfache und gediegene aufgefasst, in welcher für die freie Entwicklung des Einzelnen keine

Stelle blieb. Das griechische Ideal ging zwar gerade auf die Freiheit des Menschen aus, verband aber damit durch eine poetisch schöne, doch praktisch unansführbare Anforderung die Gestaltung des Ganzen. Erst in Rom sonderten sich diese Sphären; erst hier verstand man jedem das Seine anzuweisen, festzustellen, wie weit die Rechte des Einzelnen, der Familie, des Standes und endlich des ganzen Staates oder Volkes gingen. Dies Bestreben war von Anfang an das vorherrschende im römischen Volke, es übte auf alle seine Thätigkeiten einen gebieterischen Einfluss aus, es setzte mit Härte ein, um später Billigkeit und Festigkeit zu vereinigen. In dieser Beziehung verdanken wir Späteren der römischen Welt unendlich viel; wenn die Griechen uns in manchen Gebieten höherer Begeisterung als Vorbild erscheinen, in praktischen Beziehungen stehen uns die Römer näher. Der Rechtsbegriff war eine tiefere Anerkennung der Persönlichkeit und ist deshalb auch dem Christenthume nothwendig. Daher ist schon die römische Moral, bei aller ihrer Härte und Halbheit, für uns verständlicher und brauchbarer; sie erkennt Rechte und Pflichten, fordert mithin eine Selbstprüfung, nicht bloss in jenem philosophischen Sinne des Sokrates, sondern in persönlicher Anwendung. Ihre Härten sind augenscheinlich, ihr Gutes ist der Nachahmung erreichbar. Durch den Rechtsbegriff erhält die Heiligkeit und Selbstständigkeit der Familie ihre Begründung und in politischer Beziehung geht aus ihm die Vorstellung eines Staates im höheren Sinne des Wortes hervor, eines grossen Ganzen, in welchem sich die einzelnen Kreise frei bewegen und gestalten. Der Begriff des Staates oder der Monarchie schwebte daher von Anfang an dem römischen Geiste vor, obgleich er sich im Kampfe mit den hergebrachten republikanischen Ansichten der alten Welt erst spät, und auch da noch sehr unbefriedigend entwickelte. Auf diesem Felde waren die Römer schöpferisch und wir erkennen bei ihnen eine Richtung, welche dem christlichen Geiste mehr zusagt, als die der früheren Völker. Weltgeschichtlich, nach göttlicher Anordnung stand dies offenbar im Zusammenhange mit der Entstehung des Christenthums in und unter dem römischen Reiche. Wir werden später noch näher darauf zurückkommen.

Ueberall aber, so oft wir es in der Geschichte beobachten können, finden wir, dass die Tendenzen, welche über den Gedankenkreis des Zeitalters ihrer Entstehung hinausreichen, zunächst mehr nachtheilig wirken, indem sie mit dem Bestehenden sich nicht auf völlig harmonische Weise verschmelzen, und doch wieder durch dies Bestehende gehindert werden sich frei zu gestalten. Auch in der römischen Welt bei aller Herrlichkeit der Macht und Blüthe war es nicht anders, dieser äussere Glanz barg stets einen inneren Kampf. Zur Zeit der Republik

war er weniger bemerkbar, weil ein höchst energisches, edles Streben die Gemüther beschäftigte, und sie siegreich von Erfolg zu Erfolg aufwärts führte. Da erschien denn gerade jene altrömische Strenge und Härte als eine Tugend, weil sie dies innerliche Bewusstsein des Widerspruchs unterdrückte, damit es nicht den Muth des kämpfenden Volkes schwächte. Als aber das Ziel erreicht war, als mit der Weltherrschaft sich auch das ruhigere System der kaiserlichen Regierung ausbildete, da wurde der Zwiespalt auf das Schmerzliche empfunden. Die edelsten Gemüther sind unter solchen Bedingungen die härtesten, weil sie mit begeisterter Treue an den Formen hängen, deren vollendete Ausbildung die nächste Vorzeit gewährte. Daher ihr Widerstreben gegen die monarchischen Tendenzen, welche freilich aus demselben Grunde nicht rein, sondern mit egoistischen Zwecken auftraten, daher ihr verzweifelnder Schmerz, als sie das Alte nicht mehr aufrecht halten konnten. Obgleich die Alleinherrschaft unentbehrlich war, lebte doch auch noch in allen Gemüthern der Gedanke der Republik; die Monarchie kam daher auch nie zu einer festen Verfassung, sie blieb stets eine Herrschaft der Willkür ohne feste Formen, ein fortdauernder Zustand fieberhaften Wechsels, dessen lange Dauer die kernhafte Gesundheit der alten Welt oder die Fügsamkeit der menschlichen Natur beweist.

Ebenso war es in religiöser Beziehung. Der Gedanke einer inneren Einheit alles Religiösen schwebte allen Völkern der alten Welt vor, deshalb glaubten sie ihre Götter überall wieder zu finden, ohne über die Namen zu streiten. Die Griechen aber kümmerten sich darum wenig. Im Hochgefühl ihrer Kraft und mit der genialen Leichtigkeit ihres Wesens blickten sie nicht rückwärts, sondern überliessen sich der freigestaltenden Phantasie, dem sittlichen Takt und dem kühnen Fluge des Gedankens. Ganz anders bei den Römern; hier war ein inneres Bedürfniss einer allgültigen, praktisch anwendbaren Lehre. Die Phantasie sollte religiös, die Religion moralisch sein. Aber weil denn doch jener Gedanke der Einheit nicht klar und entschieden war, so hinderte er wieder nur die freie Entwicklung dieser einzelnen Thätigkeiten. Die Philosophie war gelähmt, ohne Selbstgefühl; die Götter, die von Anfang an einen mehr abstrakten und begrifflichen als individuellen Charakter gehabt hatten, wurden weder mit Innigkeit angeschaut noch verworfen, sondern nur die Träger abergläubischer Ceremonien; die Moral nahm zwar noch die würdigste Gestalt an, aber es fehlte ihr das Erhebende; sie duldete oder tadelte, sie begeisterte nicht. Wie gesagt, in dem starken Schritte, den das römische Volk der republikanischen Zeit wandelte, fühlte es diese innere Wunde nicht. Wie sie aber schon in der früheren, schöneren Zeit der Kaiserherrschaft schmerz-

haft wurde, können wir aufs Anschaulichste in der Stimmung beobachten, welche Tacitus in seinen Geschichtswerken ausspricht. Dieser edle und tiefe Geist ist voller Wärme für das Gute und Schöne. In seinem moralischen Gefühl liegt die Sehnsucht nach einer höheren Weltordnung, in seiner darstellenden charakteristisch bildenden Phantasie ein künstlerisches, in der Schärfe seines Urtheils ein philosophisches Element. Aber er ist nicht fähig, sich mit irgend einer idealen Schöpfung zu befriedigen, sondern er sucht die volle Wirklichkeit. Die findet er ohne Götter und ohne göttergleiche Menschen, manches relativ Gute, nichts Vollkommenes. Da erscheint ihm denn Religion und Aberglaube gleich, nur zu billigen, wenn sie hergebracht; der alte Glaube der Götter, zum Spott zu ehrwürdig, lässt ihn kalt; selbst dem dürftigsten Wahne widerspricht er nicht, aber das Christenthum, das er näherer Kenntniss nicht würdigte, erscheint ihm wie die menschenfeindlichste Superstition. So geht er, wie in tiefer Dämmerung unter schwach beleuchteten Gestalten ohne Hoffnung des Lichts.

Für die Ausbildung des Schönheitssinnes war die verständig-praktische Richtung der Römer offenbar nicht günstig. Aber dennoch ist ihr Verhältniss zur Kunst ein sehr wichtiges, sie nehmen auch in unserer Geschichte eine bedeutende Stelle ein. Während die Etrusker, obgleich auch ihnen die rechte Begeisterung und der Sinn für höhere Schönheit abging, dennoch die Kunst in den Kreis ihrer Bestrebungen zogen, waren die Römer sich von Anfang an des Mangels der Anlage bewusst; sie rühmten sich ihrer als einer Eigenschaft, mit welcher ihre Tugend, ihre Kraft zusammenhänge. Bekannt sind die schönen Verse Virgils, in denen er den Anchises weissagend den Charakter und die Schicksale des römischen Volks andeuten lässt. Da spricht denn der Stammvater der Quiriten es geradehin aus: Andere mögen den Marmor beleben, dem weichen Erze Athem verleihen, Roms Künste sind die Völker beherrschen, die Stolzen bekriegen, der Schwachen schonen. In diesen Worten des kunstliebenden und kunstreichen Dichters auf dem Gipfelpunkte römischer Bildung liegt nicht etwa eine Bitterkeit, nicht die Resignation, mit der man eingesteht was nicht geleugnet werden kann, sondern das volle Selbstgefühl des Volkes, dasselbe Gefühl, welches von den ältesten Zeiten da gewesen war, welches sich anfangs in der unbefangenen Aufnahme erst der etruskischen, dann der griechischen Kunst, und später in dem Eifer der strengeren Sittenrichter gegen solchen höheren Luxus und gegen die feinere Bildung der Rede schon längst deutlich ausgesprochen hatte. Wirklich hatten

diese Eiferer nicht ohne Grund gefürchtet; die Kunst stand in der That in einem Gegensatze gegen die römische Sitte, in einem Zusammenhange mit ihrem Verfall. Dieser Staat und diese Sitte waren selbst ein Kunstwerk verständiger Berechnung, nach einer ganz anderen Regel construirt, als die der eigentlichen Kunst ist; diese setzt die freie Ausbildung des natürlichen Elements voraus, jene eine bedingte, in feste Grenzen eingeschlossene Entwicklung. Aber eben so wenig durfte Rom ganz der Kunst beraubt sein. So roh wollten selbst jene Eiferer Rom nicht haben, dass es der Kunst ganz entbehre, es sollte sie nur nicht üben. Auch hier sollte es haben und nicht sein. Es bedurfte sogar des Gegensatzes gegen die feiner gebildeten Völker desselben Stammes, ihre weichlichere Cultur diene der römischen Kraft als Spiegel, vor dem sie sich übte. Später wurde dieser Zusammenhang des römischen Charakters mit der Kunst noch deutlicher. Als bei weiterer Ausdehnung der Macht und bei grösserem Reichthume die alte Strenge und Einfachheit der Sitte nicht mehr ausreichte, als römische Feldherren und Staatsmänner fremde, nach anderen Principien gebildete Völker zu beherrschen hatten, und daher auf feinere Rücksichten sich einlassen mussten, da wurde die Härte jener egoistischen Moral anschaulicher. Die Natur trat gegen diesen conventionellen Zwang in ihre Rechte ein, und es wurde Bedürfniss, ihrer unvermeidlichen Thätigkeit eine edlere Richtung zu geben, sich den Gestalten schöner Naturentwicklung anzuschliessen. Freilich konnte die römische Freiheit damit nicht bestehen, sie verschwand mit der alten republikanischen Strenge, aber durch den milderen Geist, den die verwandte griechische Cultur dem römischen Wesen gab, durch die Anwendung ihrer vielleicht zu freien und idealen Tendenz auf das Praktische des Lebens entstand jener immerhin edle und schöne Zustand, dessen sich das Reich in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit erfreute.

Aber auch in dieser späteren Zeit, mitten unter den Kunstwerken, welche erlaubter oder unerlaubter Weise in Rom aufgehäuft waren, blieb noch ein Theil jenes catonischen Eifers zurück. Cicero verwahrt sich in öffentlicher Rede (gegen Verres) förmlich gegen den Verdacht der Kunstkennerchaft, obgleich er, wie seine Briefe und andere Schriften ergeben, persönlich die griechische Kunst liebte und zu schätzen wusste, auch seine Villen mit griechischen Werken schmückte. Jedenfalls blieb die Mehrzahl der Römer nicht bloss in der Uebung, sondern auch in der Schätzung der Kunst immer zurück. Diese genoss in Rom niemals die Liebe, welche das Selbsterzeugte erhält; in der That war sie als Beute mit Waffengewalt erobert. Der Kunstsinn der Römer war immer nur der des reichen Mannes, der was er besitzt auch beurtheilen zu

können meint. Zu dieser rohen Ansicht kam denn noch die Einwirkung der stoischen Philosophie, die vor allen anderen griechischen Systemen bei den Römern Glück machte, deren übersinnlicher Hochmuth dem Kunstsinne entschieden ungünstig war. Jene mittlere Region des Lebens, in welcher die Kunst ihren Boden hat, die Durchdringung geistiger und sinnlicher Elemente blieb den Römern stets ein fremdes Gebiet; sie kannten und schätzten im vollen Maasse nur entweder die äusserliche Bedeutung der Dinge, Reichthum, Herrschaft, Macht, oder die leere Freiheit des Geistes, der in einsamer Selbstgefälligkeit die Erscheinung verachtet. Eine Richtung, die in den neueren Jahrhunderten so vielfach geherrscht hat, und der wir einen Vorzug in praktischer Beziehung, für die Leitung weltlicher Angelegenheiten vielleicht nicht absprechen dürfen; so manche Selbsttäuschung, so manche Verwirrung, der ein ideales Streben ausgesetzt ist, werden dabei vermieden. Wir müssen es daher auch als ein weltgeschichtlich wichtiges und heilsames Element anerkennen, dass jener geistig tieferen und künstlerisch unendlich höheren Richtung des griechischen Volkes der praktische Sinn des römischen gefolgt ist. Auf der gemeinsamen Grundlage des europäischen Charakters, der Fähigkeit zu individueller Freiheit, bilden Beide polarische Gegensätze, welche sich ergänzen. Jeder besitzt, was dem anderen fehlt, und beide vereint wurden daher für die folgenden Jahrhunderte das fruchtbarste Vorbild voller Menschlichkeit.

Eine ganz selbstständige römische Kunst, die eine eigene Geschichte hätte, giebt es hienach nicht, sondern nur eine Kunst bei den Römern, die im Wesentlichen eine fremde war, und der sich nur unwillkürlich einheimische Elemente beimischten. Wie ich schon erwähnte, sprachen die Schriftsteller der Römer selbst ihre Kunstgeschichte mit den kurzen Worten aus, dass anfangs alles tuscanisch, dann griechisch war. Von dem Zustande der etruskischen Kunst in Rom haben wir nicht weiter zu sprechen, da es uns an Monumenten und an näheren Nachrichten fehlt, vermuthlich erlitt sie hier übrigens keine wesentliche Aenderung. Daneben tritt schon früh der griechische Einfluss auf, denn bereits am Anfange des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung finden wir griechische Künstler in Rom beschäftigt. Aber auch über die Thätigkeit der Griechen fehlt es uns für die folgenden Jahrhunderte an weiteren Nachrichten, die oben besprochene ficeronische Cista verbietet uns jedoch, aus diesem Schweigen auf einen völligen Mangel zu schliessen. Nur das werden wir behaupten dürfen, dass ein lebhafteres Bedürfniss nach griechischer Kunst erst erwachte, als die Römer in der Zeit der Scipionen für griechische Bildung überhaupt Sinn erhielten und als

durch die griechische und macedonische Beute auch die künstlerischen Schöpfungen Griechenlands in grösserer Anzahl ihnen nahe traten.

Wir haben daher in diesem Abschnitte die Kunst unter den Römern erst von da an zu betrachten, wo sie im Wesentlichen eine Fortsetzung der griechischen war, und die Aenderungen, welche diese griechische Kunst durch italischen Geist erlitt, werden uns dabei hauptsächlich beschäftigen. Diese italischen Eigenthümlichkeiten sind nun nicht in allen Zweigen der bildenden Kunst gleich bedeutend; in der Architektur treten sie deutlicher hervor, als in den beiden anderen Künsten, obgleich auch in der Sculptur eine nationale Kunstrichtung von eigenthümlicher Schönheit sich ausgebildet hat. Eine gesonderte Betrachtung der Künste ist daher auch hier wieder erforderlich. Dagegen bedarf es der Unterscheidung verschiedener Epochen innerhalb dieser griechisch-römischen Kunst nicht, sie behielt im Wesentlichen dieselbe geistige Richtung bei, und die Aenderungen, welche sie im Laufe ihrer guten Zeit vielleicht erhielt, sind wenig bedeutend. Der Anfang dieses Zeitabschnitts ist nicht scharf begränzt; er beginnt im letzten Jahrhundert der Republik, wenigstens gestatten uns Nachrichten und Monumente nicht, die Annahme eines ausgebildeten römisch-griechischen Styls weiter hinaufzurücken. Wir erwähnten schon oben am Schluss der griechischen Kunst die bedeutenderen Werke dieser Zeit, ihnen sind ebenbürtig einige Schöpfungen aus der Zeit der ersten Cäsaren, die wir im Folgenden anführen werden. Die mehr national römische Kunstrichtung ist glänzend vertreten durch die aus Trajans Zeit erhaltenen Werke, während Hadrians rege Kunstliebe zwar in alle Zweige künstlerischer Leistungen eingriff, aber eher nachtheilig als fördernd, indem eine materielle Eleganz den geistigen Trieb mehr schwächt als erweckt. Mit den Antoninen oder doch sogleich nach ihnen beginnt die Zeit des Verfalls; die Lebensansicht der alten Welt wich nun anderen Tendenzen; fremde, asiatische Religionen fanden mehr und mehr Eingang und zerstörten den Sinn für die schöne, heitere Form.

Dieser Verfall, der dann bis zur Zerstörung des abendländischen Reichs stets zunahm, ist aber nicht sowohl eine Erscheinung auf dem Boden der griechisch-römischen Kunst allein, als der gemeinsame Abschluss des geistigen Lebens der alten Welt, die Vermittelung und Verbindung mit den christlichen Jahrhunderten. Wir schliessen daher vor dem Beginne dieser letzten Epoche den Abschnitt der römischen Kunst ab, in welcher wir sie nur in ihrer guten Zeit, in wenig veränderter Blüthe im Auge haben.